

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 5

Artikel: Spartakus
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633359>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Ja, u iij?“ het's du bim z'Mittagässe gheike, wo sie a där Gibe sälig g'hätschet u vor Verdruf höch g'chöiet hei, „u iij? Was wei m'r iij mit dem Suuffe Fleisch?“

„Als selber ässe möge m'r nit, da müekte m'r ja no z'Nacht uf ga dranne worgle, u de luf's is grad einijcht nahe.“

„U für's i d's Chemi z'häiche-n-isch es z'wnt usse, d's Gschmüis rüert sich ja scho stark, u de wurd is das Nutteli am Mend no ume läbig u häm is bogeswys etgäge.“

„Du Vappi, gäll, du hättijcht drum sölle“ — etwütscht es Annelisin, wo-n-es es Chnöchli het abgrället gha u 's unger e Tisch gheit.

Aber da gheht es in Chriegeli ume hange-n-am Tennis-torriegeli, u het abbroke-n-u läär gschlüct.

Nu, item! Sie si du schließlich säme rätig worde, Chriegi müek grad nach em Wesse-n-i Bäre-n-ache ga luege-n-u frage, gob sie-n-en ächt nit öppe-n-öppis vo dem Fleischeli abnähmte, vowäge, die choche ja dert nit nume-n-am Sunntig Fleisch, mache ja schynt's mängijcht no sogar z'mitts i der Wuche Bratis, u müesse gäng öppis Guets parat ha für ufz'stelle, we Here chöme, Gumine u Böhängsächte un anger Gluchthüng, oder we Schuelmeißter-Synagoge-n-agstellt ischt.

Das het 's Chriegelen richtig iij chöme un ischt ihm huushöch aghulfe gsh, echli dörfe ga z'hödle, für-n-es Händeli hälfe z'schmiede-n-u derby es Trüeseli oder zwöi zue sich z'zwänge, u däne zwöine vielleicht no-n-es dritts müesse nachez'schide, für ga z'luege, daß sie nit urichtig wärde säme.

Sys Maji het ume-n-afah zünte vor Freud u d's Bärtli waggele, wo-n-ihm Annelisi het d's Hemmlischöpfli ng'ghnübet u d'Suppetröpf am Burgunderhemmli ab-g'ghrauet. U wo-n-es no-n-e stränge Blick tuet i das verwätterete Gesichtli u merkt, was Gattigs, isch es du doch schier mißtreus worde-n-u reuig, daß es nit selber abg'wadlet ischt, u het 'ab allem Wsegah dem reißige Chriegeli zuegsproche-n-u Rünfine gäh u d'Chriegsartikel verläse, un ihm no unger em Türgreis es paar Schükli nachepülveret:

„U daß d' m'r de nit blybscht hode bis anno Tubat, heischt ghört, süscht will d'r de d's Maji singe, zell druuf! —

U vermärzele m'r d's Fleisch nit, säge-n-i, u lah di vo der Bäre-Blodere nit öppe-n-uber d's Chüblü bühre, das ischt drum gar e gyttigi!“

„Ja, jaa, u git üfereim o nit vergäbe, nit emal uf e Chnebel,“ het Chriegeli o no ghulfe balge, u het sich flääz vom Hüttli dänneg'macht, für nit öppe-n-uber dä Chnebel no müesse-n-Ustunft z'gäh.

Glächig ischt er d's Högerli ab pfiret, guet z'gäggels u wohl im Täber, het d's Müüli gspikt, wie wenn er scho nach em-ne Glesli zahleti, u vor sich häre pfnfferlet: „Zekt reisen wir's zum Tor hinaus!“

„Ja, jaa, zum Tor hinaus, mit de Bohnestäde, jaa, jaa,“ müejelet er drufache, „u die Chähere liege no im Wald hinger u si gottsvergässe schwär, däich men o, grünen wäre! —

Suhnadisch, das wird no eis z'pyschte-n-u z'schwizhe gäh. U ha scho die letscht Nacht hös gha wie-n-e Hung! — U der Bärewirt, dä Schmußhübel, pflauschtet hinger em Tisch u macht d's Caffee use, un obedruuf no-n-e Fläiche Pütschierte, schaffet e ke Streich, un üfereim müek chrupple-n-u chne, für-n-es paar Fränkli z'erschinte! Geit doch unglöchlig zue uf der Wält, u wenn e Grächtigkeit wär un i Meißchter, so müekt mier dä Brascht, iij wo-n-ihm gschwäntet ha, die Bohnestäde bim Stumpe-n-all-säme cho us em Wald fuge! Ja, my Tüürli! Aber ähä, wart dä nume, dä chunnt m'r wie lücht de scho no dra, dä — !“

Dermit ischt er bim Bäre d'Geißbärgerstäge-n-auf, aber dasmal nit chrumme u mit kurzem Ate. Fei echli häche-n-isch er der Gang hingeretrappet i d'Gachstube-n-uche, het es Trüeseli bschickt bim Stupemeißchi, d's Zwängi

derfür uf e Tisch gheit u derna dem Bärewirt Sys Händeli vorbracht.

Dä het hinger em Tisch d's Bogeschilee gspannet u d'Chübeliwürsch unger em Chini uber e Hemmlischrage-n-acheg'rugetet u mit syne Boliauge dem Manoggeli ume-n-e Schlotterligi i Loh g'jagt, bsungerbar, wo-n-er du no feik het afah hueschte, gchmgchm-höm, u vo verredte Geiß-n-u abgstangnigem Fleisch chirble.

Da ischt Chriegelin d'Chächi verfloge, un er ischt daggstange, vertatteret, wie wenn er d's Brönzgütterli hätt la uf d'Wjeki gheie, het der Bärewirt ag'luet wie-n-e gstochni Geiß un afa jammere-n-u nötki tue, wie übel daß es-ne gange syg, daß sie das Tierli heige müesse mekge. U het g'tüemt, wie-n-es es zarts, sübers Fleischli heig, appetitlig daß nit eso, es syg drum gar es gschlachts gsh, im mingschte nit schnäderfräbig. Un es freins, myn Gott! U süberliger weber mänge Mönstsch, u sie heige's fascht gha wie-n-es Ching, är u Annelisi.

U drum heig's ihm fascht d's Härz abdräit, wo-n-er's heig müesse z'Vode schlah mit em-ne Chislig u 's städe, dert bim Hagechli hinger, wo-n-er ihm der Depfel im Hals nit heig möge-n-errede, gab wie-n-er ag'wängt heig u gäng frück ume probiert-ne z'pade, zum mingschte gwük öppe-n-e Stung lang.

U het sich in e Verdruf chög'redt u weiß Gott müesse schnüpfen-n-u mit em Ermel der Nasetropf preicht, wo-n-er het wölle d'Nuge wüsche, un es zwöits Trüeseli het er müesse-n-uber Sys groke-n-Cländ schütte.

U für gwük het's nit viel gfählt, so hätt das Gjammer o no bal dem Bäremani d's Nasewasser zoge.

Er het emel mit ihm feike Tubakfedelmuul müesse-n-afah figureetle, het ufgha u hinger em Büffe e Mejel voll in eim Schnall achegstellt, ischt einijcht zum Pfäischter vürettrappet, het dert no gsh g'wärweijet u d'Chübeliwürsch tröhlt u sich schließlich dezidiert un ume Chriegelin zueg'hehrt.

„H—ja, h—ja,“ macht er, „lo müek i däich cho luege u der's abnäh, das Gschnäpper!“

Er het Chriegelin süscht no rächt wohl möge inde, u hätt ihm gwük nächti die Guttere Chirswasser uf e Chnebel gäh, wenn ihm nit in Regierig so ungsinnet u unerchannt dezidiert wär zwüschenne geschosse.

„Het ächt no eis Plaz, was meinscht?“ blinglet er Chriegelin, u schäicht ihm no-n-es Stiefeli n.

Er het's sauft dörfe risgriere, öppis la z'gheie, vowäge, der sälb Tag ischt im Bäre nit g'regirt worde, d'Regierig ischt uber Land gfare, zum-ne-n Augeschyn in-ere Wiegle, u vor em Abe nit gsh zugg z'erwarte.

(Schluß folgt.)

Spartakus.

Vincenzo Bela hat den kühnen Sklavenbefreier dargestellt, wie er sich mit geballter Faust und gezücktem Dolch, die gesprengten Fesseln noch mit sich schleppend, auf den Gegner stürzt. Die furchtbare Entschlossenheit eines Menschen, der die heißersehnte Freiheit um den Preis seines Lebens erkaufen will, kommt im Gestus dieses Kunstwerkes zum wunderbaren Ausdruck. Der thrazische Gladiator unterlag bekanntlich mit seinen Getreuen im ungleichen Kampfe gegen die Legionen des Crassus. Ob Karl Liebknecht und seine Anhänger an das traurige Schicksal des Unterliegens dachten, als sie sich den Namen des römischen Sklavenbefreiers zu eigen machten? Oder ob die Arbeiter aus Berlin-Moabit damit ihre Entschlossenheit zum Ausdruck bringen wollten, das verhaftete Joch des Kapitalismus, gelte es was es wolle, abzuwerfen? Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg sind tot. Spartakus ist zerschmettert. In Nekrologen hebt man billigerweise das Gute hervor und bedt die Schwächen und Fehler des Verbliebenen mit dem Mantel christlicher Liebe zu.



Die Strassenkämpfe in Berlin: Potsdamer Jäger auf den niedergekämpften Barrikaden vor dem Büxenstein'schen Verlagshaus.

„Die Hilfe“, das Organ Naumanns, veröffentlichte kurz vor dem Spartakisten-Aufstand einen Aufsatz von G. Hildebrand über „Bolschewismus und Liberalismus“. Dieser Aufsatz enthält Stellen, die wie für einen Nachruf auf Spartakus geschrieben sind. Zum mindesten wird Hildebrand den Berliner Barrikadenkämpfern psychologisch gerecht. Der deutsche Arbeiter hat ein zweifaches Sklavenjoch getragen, das des Militarismus und das der gewerkschaftlichen Organisation. Vom ersten befreite ihn die Novemberrevolution, vom zweiten wollte ihn Spartakus befreien. Die „Sozialisierung“ auf dem langen bürokratischen Wege der Kommissions-, Delegierten- und Versammlungsbeschlüsse aller Art kam den Radikalen zu umständlich und zu zeitraubend vor. Zudem blieb der Initiative und der Mitarbeit des Einzelnen zu wenig Spielraum bei diesem „Hineinwachsen“ in den Sozialstaat. . . . „Die Spartakisten“ — sagt Hildebrand — „verwirklichen nämlich oder suchen zu verwirklichen — nichts anderes als die freie und selbständige wirtschaftliche Aktivität der arbeitenden Individuen.“

„Wie kommt es“ — heißt es im Aufsatz weiter — „daß dieser Gedanke der unmittelbaren persönlichen Aktion aller Beteiligten zur konkreten Verwirklichung des Sozialismus an Ort und Stelle der zufälligen Arbeitsgelegenheit — daß dieser Gedanke wie ein Präriefeuer in der Arbeiterschaft um sich frißt, sobald einmal neben den äußeren gewisse seelische Schranken niedergebroschen sind? Ja, wie kommt es? Wie ist es gekommen, daß wir Soldaten die letzten acht Tage vor der Revolution um keinen Preis mehr uns zu der vorgeschriebenen Ehrenbezeugung vor den Offizieren überwinden mochten, die wir doch 50 Monate lang unermüdet vorerzogen haben? Der Wille zur Selbstüberwindung war eben mit einem Male zu Ende. Es ging nicht mehr. Der Wille, als freier Mann seines Weges zu gehen, war plötzlich inneres Gesetz geworden. Und nun eine Masse von Soldaten, die obendrein noch im Massenbetriebe drinstanden, die den Freiheitswillen gemeinsam als Massenwillen erlebten! Sie mußten ja notwendig ganz von selber, aus innerer Zwangsläufigkeit heraus, zur neuen, selbstgegebenen Massenordnung gelangen, sobald der äußere Anstoß in die ausgereifte Situation hineinplakzte. Und nun eine Masse von Arbeitern, die dunkel oder bewusst, seit Jahrzehnten oder seit der Kriegsdurchknetung, dem Tag

der sozialen Revolution entgegenharrte! Nun war er da, der langersehnte Tag! Nun waren die Ketten gefallen. Das Volk der Arbeit und das Volk in Waffen eines Sinnes, eines Willens, alle Hindernisse wie fortgeblasen, die der Volksherrschaft in Reich, Staat und Gemeinden entgegenstanden — und die „Lohnknechtschaft“ soll bleiben? Im Betrieb soll man nach wie vor still und pünktlich erscheinen, still und pünktlich verschwinden, das Maul halten und alles so nehmen und ertragen wie es vorher war? . . .

Es kann meines Erachtens keinem Zweifel unterliegen, daß die bisher geübten politischen und gewerkschaftlichen Methoden dem aktiven Betätigungsdrang des Individuums genau so wenig Nahrung geboten haben, wie die bürokratischen Regierungsmethoden des Obrigkeitsstaates, denen sich Partei und Gewerkschaften getreulich angepaßt haben. Was hat denn der einfache Arbeiter in Wirklichkeit für seine Sache zu tun? In Budenbesprechungen und an Zahlabenden kann er wohl dann und wann einmal „eine Lippe riskieren“, aber schon im allgemeinen (selbst noch geschlossenen) Partei- und Gewerkschaftsversammlungen gibt es bereits ein Spezialistentum des Wortes und gar erst der

Anträge. In großen Versammlungen kommen nur noch die einer besondern Auslese entstammenden Gewohnheitsredner zur Geltung. Was gibt es außerdem noch? Flugblätter austragen und einige noch seltenere Beschäftigungen. Nur in Wahl- und Streitzeiten eine lebhaftere Anspannung. Die wirkliche Arbeit leistet und den wirklichen Einfluß hat die Bürokratie. Damit läßt sich in ruhigen Zeiten Wirtschaften — wir haben gesehen, wie es gegangen ist —, aber jetzt, inmitten der Revolution, auf die bedächtigen Schritte der Bürokratie angewiesen zu sein, die Vergeßlichkeit der Produktionsmittel aus den langwierigen Kommissionsitzungen tropfenweise herauskriechen lassen zu müssen — das ist wirklich für einen überzeugten Kommunisten eine schier unerträgliche Geduldsprobe. Man wirft den Krempel beiseite und versucht es selber. Man will sich mit einemal nicht mehr dirigieren und vertreten und hinhalten lassen, will endlich sein eigener Herr sein! So entsteht gerade nach dem in unendlicher Geduld getragenen unendlichen Kriegsdruck im Frontheer wie im Arbeitsherr der Heimat der explosionsartig sich durchsetzende und ausbreitende Wille zur Freiheit, zur Selbstbestimmung, zur selbständigen Leitung auch des täglichen Arbeitsprozesses.

In dieser Bewegung steckt etwas ungeheuer Großes und Großes. Es steckt die Ablehnung jeder Art von Bevormundung darin, die Abwehr der Partei- und Gewerkschaftsbürokratie als der nunmehrigen nächstgrößten Repräsentanten des Beamtenstaates, der Widerwille gegen das bloße, geduldige und passive Sichbeglückenlassen, der Drang zur freien, selbstverantwortlichen Gestaltung des eigenen Schicksals. Bolschewismus ist das Erwachen der Souveränität der Persönlichkeit in der namenlosen, ewig grauen Proletariatsprozeßion.“

Der römische Spartakus machte sich zum Anführer eines aussichtslosen Beginns; sein Sklavenheer war schlecht bewaffnet, disziplinos, von Racheinstinkten geleitet; ihm standen die kampfgewöhnten Legionen des Konsuls gegenüber.

Auch Liebknechts Unternehmen war zum vornherein ein verlorenes; denn es war mit unzureichenden Mitteln gegen eine zu große Uebermacht begonnen. Beide Parteien haben sich mit einer Blutschuld beladen. Hoffen wir, daß beiden Teilen die Einsicht komme, daß nicht mit Mitteln der Gewalt und des Hasses, sondern nur durch gegenseitige Verständigung die neuen Zustände geschaffen werden können, die dem deutschen Volke zum Wohle dienen.